

# Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 30.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.  
Anzeigensatz jeder Zeile drei geschaltene Zeitzeile 80 Pf.

## Inhalt.

Treitschke und wir. Von Dr. Richard Bahr (Berlin). — Zum neuen Officiers-Pensionsgesetzentwurf. Von Oberstleutnant a. D. Rogalla von Diebentz (Breslau). — Die Perfectionisten. Von Leopold Kautischer (Berlin) I. — Der Goldfaden. Von Dr. Otto Stoeßl (Wien). — Ein Gedächtnisartikel und ein studentischer Verein, den Treitschke einst durch die Annahme der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet hatte, lud einen der feinsten Köpfe und glänzendsten Stylisten unter Deutschlands jüngeren Historikern — Erich Marcks aus Heidelberg —, daß er uns durch Erinnerungen an den großen Todten in kleiner Zeit das Herz wärme. Der schilderte ihn uns als den glühenden Propheten der deutschen Einheit und das mahnende Gewissen der Nation, da der Mann die Hoffnungen des Jünglings erfüllt sah; er erzählte uns auch von Treitschkes optimistischem Royalismus und wie alles häusliche Ungemach und das bittere Leid der Taubheit die sonnige Heiterkeit dieses Kinder-gemüths nie zerflört hätten. Alles sehr hübsch und anschaulich und — wie das bei einem so geschmackvollen Autor selbstverständlich war — in einer gewählten und charakteristischen Sprache. Und doch fehlte dieser akademischen Gedächtnisrede in gewissem Sinne die rechte Pointe. Wir Älteren (es war, nebenbei bemerkt, ein wehmüthiges Geschäft, an den seit Jahren nicht gesehenen einstigen Gefährten aus dem Hörsaal zu constatiren, wie alt man doch schon geworden ist) mußten ja ohnehin, was wir an Heinrich von Treitschke haben. Uns Allen ist er ein werthvolles Element unserer Bildung; in vielen Städten noch heute ein Führer durch das deutsche Leben und ganze große Ent-wicklungsreichen sehen wir auch jetzt noch mit seinen Augen. Aber die jungen Leute? die Menschlein mit dem ersten schüchternen Flaum auf der Oberlippe und den ersten freischen Ehrenröslein auf Stirn und Wange? Erich Marcks entließ sie mit der Versicherung, daß wir in Treitschke immer einen der größten Geister der Deutschen zu verehren haben werden. Ohne Frage; aber auch mit den größten Geistern (und gerade mit ihnen) soll man sich auseinandersetzen, wofür man eine Persönlichkeit zu werden wünscht. Und wie steht es in diesen Stücken? Kann der Mann, der die Geschichte seines geliebten Preussens wie einen einzigen erschütternden Helbengefang vorzutragen liebte, auch die Werden eines neuen Geschlechts im Großen wie im Kleinen leiten? Oder beschleicht uns vor dem Bilde des edlen Mannes (ich

## Treitschke und wir.

Von Dr. Richard Bahr (Berlin).

Am 28. April waren es zehn Jahre, daß ein unsagbar schweres Sterben Heinrich von Treitschkes berebten Mund auf immer geschlossen halte. Ein paar Berliner Zeitungen veröffentlichten Gedächtnisartikel und ein studentischer Verein, den Treitschke einst durch die Annahme der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet hatte, lud einen der feinsten Köpfe und glänzendsten Stylisten unter Deutschlands jüngeren Historikern — Erich Marcks aus Heidelberg —, daß er uns durch Erinnerungen an den großen Todten in kleiner Zeit das Herz wärme. Der schilderte ihn uns als den glühenden Propheten der deutschen Einheit und das mahnende Gewissen der Nation, da der Mann die Hoffnungen des Jünglings erfüllt sah; er erzählte uns auch von Treitschkes optimistischem Royalismus und wie alles häusliche Ungemach und das bittere Leid der Taubheit die sonnige Heiterkeit dieses Kinder-gemüths nie zerflört hätten. Alles sehr hübsch und anschaulich und — wie das bei einem so geschmackvollen Autor selbstverständlich war — in einer gewählten und charakteristischen Sprache. Und doch fehlte dieser akademischen Gedächtnisrede in gewissem Sinne die rechte Pointe. Wir Älteren (es war, nebenbei bemerkt, ein wehmüthiges Geschäft, an den seit Jahren nicht gesehenen einstigen Gefährten aus dem Hörsaal zu constatiren, wie alt man doch schon geworden ist) mußten ja ohnehin, was wir an Heinrich von Treitschke haben. Uns Allen ist er ein werthvolles Element unserer Bildung; in vielen Städten noch heute ein Führer durch das deutsche Leben und ganze große Ent-wicklungsreichen sehen wir auch jetzt noch mit seinen Augen. Aber die jungen Leute? die Menschlein mit dem ersten schüchternen Flaum auf der Oberlippe und den ersten freischen Ehrenröslein auf Stirn und Wange? Erich Marcks entließ sie mit der Versicherung, daß wir in Treitschke immer einen der größten Geister der Deutschen zu verehren haben werden. Ohne Frage; aber auch mit den größten Geistern (und gerade mit ihnen) soll man sich auseinandersetzen, wofür man eine Persönlichkeit zu werden wünscht. Und wie steht es in diesen Stücken? Kann der Mann, der die Geschichte seines geliebten Preussens wie einen einzigen erschütternden Helbengefang vorzutragen liebte, auch die Werden eines neuen Geschlechts im Großen wie im Kleinen leiten? Oder beschleicht uns vor dem Bilde des edlen Mannes (ich

citire Heinrich von Treitschkes eigene Worte aus seinem schönen Essay über Dahlmann) etwas von jener Empfindung, womit der erwachsene Sohn dem Vater gegenübertritt? Die braven Handwerker (ein vornehmer Aufsatze von Hermann von Petersdorf fällt selbstverständlich nicht unter dieses Rubrum), die in den letzten Tagen mit flinkem Stift ihre Gedächtnisartikel zusammenschrieben, sind von solchen Empfindungen freilich nicht bedrückt worden. Die zeichneten uns diesen in allen Gebieten erfahener Bildung heimischen Geist, als ob er ein alldeutscher Notennvereinsredner gewesen wäre, der gelegentlich wohl auch für den „Reichsverband gegen die Socialdemokratie“ auf die Agitationstour ging, und ein heiterer Knabe, dem die Halbbildung aus allen Sätzen lücherte, kündete unter Berufung auf Treitschkes schwächste Arbeit — die beiden Aufsätze im Juni- und Septemberheft der „Preussischen Jahrbücher“ von 1874 über den „Socialismus und seine Gönner“ — gar als Vermächtniß des Todten an die Gegenwart, daß „jeder Gebildete gegenüber der zuchtlosen Halbbildung und der rohen Unbildung sich als eingeleichteter (!) Aristokrat fühlen“ müßte. Ich glaube: ein erheblicher Theil und nicht der schlechteste von denen, die einst zu Treitschkes Füßen saßen und diesen leidenschaftlichsten aller Universitätslehrer auch im Tode noch lieben, empfinden anders. „Wir fühlen (ich citire wieder den Aufsatz über Dahlmann), daß wir älter sind als unsere Väter, wir haben ein Recht zu urtheilen, denn so mancher Gedanke ward uns bereits in die Wiege gebunden, den jene erst am Abende des Lebens, sich als harter Arbeit Preis errangen“...

Treitschke, so berichtet Vieffgang, der Herausgeber seiner Paralipomena, des nachgelassenen vierten Bandes seiner historischen und politischen Aufsätze, hat im Leben darunter gelitten, daß er nicht den Einfluß besaß, der ihm nach seiner Meinung zukam; er soll sich aber mit der Hoffnung getröstet haben, daß nach seinem Tode sein Ruhm wachsen würde. Diese Hoffnung scheint sich leider nicht zu erfüllen. Die aufwachsende Generation, erzählen berufene Beobachter, die jungen Leute, die jetzt Deutschlands hohe Schulen bevölkern, wissen, wenn die Historie nicht gerade in ihr Fach fällt, kaum mehr etwas von dem vorgerichtigen Manne, der noch vor einundzwanzig Semestern Tag für Tag ein vielhundertköpfiges Auditorium aller Facultäten durch die

Und nun kommt der ganze übrige und eigentliche Inhalt dieser herrlichen „Erziehlehre“, der *Levana* . . . Doch davon möchten wir weiter nichts recapitulieren . . . Es wäre beschämend für Deutsche . . .

Ein Weiser, der in die verborgenen Tiefen der Seele leuchtet: ein feiner Humorist, der das Kind ermuntert, auch durch Schmerzen ihm zu folgen; ein Skeptiker, der auch beim strengsten Gebot noch durchblicken läßt, er sei am Ende eines Besseren zu belehren; ein Ironiker, dem es gelingt, jahrtausendalte eingewurzelte Vorurtheile der Pädagogik oft durch den bloßen Athem seines Mundes umzublasen; ein Allegoriker, der die Kinder mit unerchöpflichen Bildern aus seiner *Laterna magica* fesselt; ein Dichter endlich — nehmt Alles nur in Allem: und darum schon der Geburt nach berufen zur Erziehung, mehr als der „zünftigste“ Pädagog!

Schon Jean Paul wollte „Sammlungen“ aus allen Erziehungsbüchern der Welt; ganz bewußt fand er das „System“ nirgends so unangemessen, wie in der Pädagogik. Wir können ihn darum nicht besser ehren, als zum Geburtstag seiner „*Levana*“ aus ihr selber ein kleines Florilegium zu veranstalten: und wünschen nur, daß dies von all dem Bücherstaub, den man auf ihr ruhen ließ, der erste „Blüthenstaub“ — natürlich ein Ausdruck Jean Pauls — werde, befruchtend in die Welt zu flattern . . .

Alles Lehren ist mehr Wärmen als Säen.

Und was ist Wärme für das Menschentüchlein? — Freudigkeit. Man mache nur Spielraum — indem man die Unlust wegnimmt — so fahren von selber alle Kräfte empor.

Der kleine Wiegen- und Betthimmel des Kindes wird leichter ganz verfinstert, als der Sternenhimmel des Mannes.

So gewiß es ist, daß kein Mensch einen Spaziergang machen kann, ohne davon eine Wirkung auf seine Ewigkeit nach Hause zu bringen — so gewiß jeder Handschlag sich in uns so gut eingräbt, als in den Granitgipfel ein leiser Thaufall und das Bestreifen einer Nebelwolke — so gewiß ist wieder auf der anderen Seite die Behauptung nöthig: jeßes nur so und so stark, nach gestrigem, heutigem und morgendem Verhältnis.

Den großen Verwicklungen müssen wir mit partiellen Entwicklungen begegnen.

Schickt die Erklärung dem Lesen nicht nach, sondern voraus, damit in die junge Seele die fremde Form als ein Ganzes dringe.

Was für die Zeit erzogen wird, das wird schlechter als die Zeit.

Volkssprache erinnert immer ein wenig an Volksthum; weil im Ganzen je höher hinauf, je besser ausgesprochen (nicht eben gesprochen) wird.

Der Vater sage: „Liebe Lina, oder Lina, Lina, stehst Du in Einer Stunde gepukt da, so tanztst Du heute.“

Ich finde die Staaten desto kenscher, je freier sie sind.

Bereinigten Frauen die weibliche Bestimmung mit der

genialen, so kommt ein hohes, seltenes Glück in ihr Herz; an ihrer Höhe schmelzen, wie an Bergen, alle die Wolken, welche in den Thälern regnen.

Man stärke den Knaben nicht etwa mit der Mebe: „es thut nicht weh“, sondern mit der bessern: „was thut's? Nur weh.“

Hinter einem voranziehenden Gott würden alle Menschen Götter.

Hätten wir keine angeborene Liebe: so könnten wir nicht einmal hassen.

Ein „Pfui!“ bei Mädchen vertritt ganz gut einen halben Band von Ehrenbergs Vorlesungen für das weibliche Geschlecht.

Wollt Ihr etwas vergessen, so schreibt's nur an die Innenseite der Stubentür: wollt Ihr das Heilige verwüsten, so hängt eine Geborentabelle Euch vor das Auge.

Sprecht immer einige Jahre voraus; (sprechen doch Genies in Büchern mit uns Jahrhunderte voraus).

Wiederholung, sonst die Hauptwinde des Unterrichts, ist die Gegenfeder und keine Spitalfeder der Aufmerksamkeit.

Ein Blatt schreiben, regt den Bildungstrieb lebendiger auf, als ein Buch lesen.

Die Alten nicht kennen, heißt eine Ephemere sein, welche die Sonne nicht aufgehen sieht, nur untergehen.

Philosophen! streuet Sand weniger in als vor die Augen in den Vogelbauer Eurer Kinder.

Auf den blauen Bergen der dunkeln Kinderzeit, nach welchen wir uns ewig umwenden und hinblicken, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen; und nur mit der seligsten Zeit zugleich könnte das wärmste Herz vergessen werden.

Jede Sprosse der endlichen Erkenntniß wird durch Lehre und Allmähligkeit erstiegen; aber das Unendliche, welches selber die Enden jener Sprossenleiter trägt, kann nur auf einmal angeschaut werden, statt gezählt; nur auf Flügeln, nicht auf Stufen kommt man dahin. — —

### Stefan George als Uebersetzer.

Von Hans Bethge (Stegly).

George, dieser asketische lyrische Künstler mit der feierlichen Betonung der Form, liebt es, Versdichter fremder Culturen in die deutsche Sprache zu übertragen. Vor einiger Zeit erschien von ihm eine Uebersetzung der schönsten Verse *Baudelaire's* aus den „*fleurs du mal*“ unter dem Titel „Die Blumen des Bösen“ bei Georg Bondi in Berlin, und neuerdings gab der gleiche Verlag zwei weitere, auf Wattenpapier schön gedruckte Bände heraus, die sich „Zeitgenössische Dichter, übertragen von Stefan George“ nennen. Der erste dieser Bände enthält Gedichte von *Rossetti*, *Swinburne*, *Domjón*, *Jacobsen*, *Kloos*, *Verhey*, und *Verhaeren*; der andere solche von *Berlaine*, *Mallarmé*, *Nimbaum*, *de Ragnier*, *d'Annunzio*, *Kolacz-Nieder*.

George hat Recht, seine sorgsam gemittelten Uebersetzungen als Umbichtungen zu bezeichnen. Baudelaire, Verlaine und alle die anderen sind sozusagen umgedichtet in das Gefühl Georges hinein. Man hat diesen Schöpfungen gegenüber kaum mehr das Gefühl, den Uebersetzungen fremder Dichter gegenüberzustehen, sondern man meint zumeist, Weifen aus Stefan Georges eigener Harfe zu vernehmen. Das ist ein Vorzug und ein Nachtheil. Ich persönlich ziehe eine solche stylvolle Umbichtung einer einfachen Uebersetzung, die sich durch keinen persönlichen Charakter auszeichnet, vor, aber ich kann mir wohl denken, daß Anderen gerade an einer wörtlichen, wenn auch weniger künstlerischen Uebersetzung liegt. Dies steht fest, George hat dichterische Schöpfungen dichterisch nachgeschaffen — und zwar ganz in seinem eigenen, aparten Styl. Den geschloffensten und sichersten Eindruck macht ohne Frage der Baudelaire-Band. Dies ist erklärlich: Baudelaire's sprachliches Raffinement berührt sich vielfach mit dem Raffinement Georges, und Georges Styl erscheint hier als der denkbar günstigste Boden, Baudelaire'sche Stimmungen von Neuem erwachen zu lassen, derart, daß die veränderte Sprache höchstens wie ein discret veränderter Schmuck der Kleidung berührt. Einige Uebersetzungen Baudelaire's sind geradezu meisterhaft gelungen. Den köstlichen „Anschwung“ möchte ich als Beispiel wiedergeben:

Hoch oberhalb der Weiber und der Lehren,  
Der Wälder und der Berge und der See,  
Jenseits von Wolken und von ewigem Schnee,  
Jenseits der Grenzen der gestirnten Sphären:

Dort regst Du Dich in Freiheit, meine Brust!  
Und wie sich Schwimmer in den Wellen breiten,  
So ziehst Du durch die Innermehlichkeiten  
Mit männlicher, unsagbar großer Lust.

Flieh weit aus dieser frankten Dünste Giften,  
In einem höhern Lufttraum werde rein,  
Und trink wie einen himmlisch echten Wein  
Das klare Feuer in den lichten Tristen!

Los von dem Kummer, von der großen Qual  
— Des nebeldüstern Daseins lästige Jügel —  
Wie ist der glücklich, der mit starkem Flügel  
Entschweben kann ins stille, heitere Thal!

Der, des Gedanken auf der Lerche Schwinge  
Emporgetragen werden in der Früh...  
Er sagt die Welt und deutet ohne Mühe  
Der Blumen Sprache und der stummen Dinge.

Dieser Baudelaire-Band ist ein seltener künstlerischer Genuß, und er sei Allen empfohlen, auch denen, die sonst den französischen Dichter aus den Büchern seiner eigenen Sprache aufzunehmen pflegen. Mir scheint, daß diese Baudelaire-Umbichtungen zum Schönsten gehören, was George überhaupt niedergeschrieben hat. Rhythmische Sicherheit und seltene sprachliche Schönheiten eignen ihnen in gleicher Weise; und sie entbehren so gut wie ganz das lyrisch Gezierte, das Georges eigenen Versen mitunter so verstimmend anhaftet. Von den anderen Uebersetzungen sind die Sachen Verhaerens, Mallarmés und Nossietis als besonders gelungen zu bezeichnen: das ist erklärlich, denn hier sprechen Stylisten, die sich mit George innerlich mannigfach verwandt erweisen. Am Wenigsten sagen mir die Uebersetzungen Verlaine'scher Gedichte zu; dieser Franzose ist im Allgemeinen zu liebhaft-naiv, als daß er an dem Stylisten George einen besonders glücklichen Verklärer finden könnte. Er ist von Dehmel, Richard Schaukal und Franz Evers vielmehr (man gestatte das Wort) verlainisch übertragen worden. Von dem wenig bekannten Engländer Ernest Dowson, einem Freunde Oscar Wildes, bringt George einige Gedichte, die Interesse verdienen. Eins davon sei als charakteristisch citirt:

Heiß.

Das Feuer losch, die Wärme ward zu Rauch —  
So endet jeder Sang, den Einer singt.  
Die Hese bleibt (erschöpft der goldne Wein,  
Wie Bermuth bitter und so scharf wie Fein.  
Mit Kraft und Hoffen ging die Liebe auch,  
Wo trüb Vergessen todt Dinge schlief;  
Und bis ans End ein Zug von Geistern schleicht:  
Dies war die Liebste, dies ein Freund vielleicht.  
So sitzen wir und warten, wunschlos, sahl —  
Bald fällt der Vorhang, bald schließt das Portal.  
So endet jeder Sang, den Einer singt.

### Votive und Weihgaben.\*)

Von Prof. Dr. Richard Andree (München).

Das katholische Volk im südlichen Theile des Deutschen Reiches und in den benachbarten österreichischen Landen kennt weder den Ausdruck „Votiv“ noch „Weihgeschenk“. Es faßt Beides ohne Unterscheidung unter der Bezeichnung „Opfer“ zusammen; es „verlobt“ sich ein Opfer zu bringen, dem man es nicht immer ansehen kann, ob es als Dank- oder als Wunsch- und Bittgabe am Altar niedergelegt wurde. Beide Beweggründe sind vorhanden.

Die Opfergaben, die niemals ohne eine bestimmte Veranlassung erfolgen, werden einmal dargebracht in Folge eines Gelübdes, ex voto; votum bezeichnet sowohl das Gelübde als die gelobte Gabe. Der fremde Ausdruck findet sich auf den Tafeln und einzelnen Gegenständen, ohne daß aber das Volk sich über ihn klar ist; es deutet ihn einfach als Opfer. Diese Opfergaben erfolgen dann, wenn ein ausgesprochener Wunsch durch die Fürbitte eines Heiligen in Erfüllung gegangen ist, und es handelt sich nun um eine Votivgabe. Sie ist der Ausdruck des Dankes und die Bestätigung für die gewährte Bitte.

Wird dagegen das Opfer im Voraus gebracht, um den Heiligen für die Erfüllung einer Bitte günstig zu stimmen und seine mächtige Hilfe bei Gott für den, der sich an ihn wendet, zu erlangen, dann ist es ein Weihgeschenk.

In dem einen wie in dem anderen Falle handelt es sich fast nur um rein persönliche Angelegenheiten, die vom Opfernden entweder für seine eigene Person oder stellvertretend für einen Anderen dem Heiligen zur günstigen Erledigung nahe gelegt werden. Seltener erfolgen die Opfer ganzer Gemeinden. Vota pro patria, pro imperio, wie sie bei den alten Römern so vielfach vorkommen, kennt das süddeutsche Volk nicht. Es handelt hier nur im persönlichen Interesse.

Die Beweggründe, welche die Gläubigen zum Opfern veranlassen, sind ungemein mannigfacher Art, aber schließlich lassen sie sich aus dem lebhaften Bewußtsein der gänzlichen Abhängigkeit des Menschen vom Gnadenwillen der Gottheit und aus der Dankesschuld für die Erweisung ihrer Huld erklären. Zieht man, wie dieses z. B. Taylor gethan hat, bei der Erläuterung der Beweggründe zum Opfern noch menschliche Analogien herbei, so kann man auf die Geschenke verweisen, die etwa ein niedrig stehender Mann einem mächtigen Herrn darbietet, um Gutes zu erlangen oder seine Hilfe zu erbitten. Wie die irdischen Geschenke lassen sich auch die Opfergaben einteilen: Das gelegentliche Geschenk, das aus irgend einem besonderen Anlasse oder aus Dank gemacht wird, der periodische Tribut, den der Untertan dem

\*) Mit gütlicher Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Fr. Vieweg und Sohn (Braunschweig) der Einleitung des Werks: Votive und Weihgaben des katholischen Volks in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkstunde von Richard Andree (32 Tafeln, 2 Farbendrucktafeln, zahlreiche Abbildungen im Texte; Preis geb. 12. Mk., geb. 14.50 Mk.) entnommen. Wir kommen auf das interessante Werk des großen Volkforschers noch gelegentlich zurück.